

Im Verdacht.

Roman von G. Braden.

Deutsch von F. A. Lang.

Die nun beginnende Unterhaltung wurde in einem etwas unangenehmen Tone geführt. Neugierig blickte Treverton nach dem Manne, welcher, wie er wußte, sein Rival war.

Er sah einen Mann von etwa sechsundzwanzig Jahren von mittlerer Größe, außerordentlich schlank, bis zur Zerbrechlichkeit. Sein Gesicht war sehr hübsch nach der Ansicht mancher Leute, sicherlich aber ein wenig weiblich, trotz des braunen Schnurrbarts. Es wäre schwer gewesen, sich vorzustellen, daß der Besitzer dieses Gesichts irgend etwas Gutes oder Großes in der Welt vollbracht hätte.

„Steht etwas Neues in der Zeitung?“ fragte Mister Clare mit einem unterdrückten Sähen. Diese lästige Frage folgte auf ein Stillschweigen, welches schon zu lange gedauert hatte, um angenehm zu sein.

„Sampson hatte seine Zeitung noch nicht erhalten, als ich ihn verließ,“ erwiderte John Treverton, „aber in der jetzigen stillen Zeit habe ich überhaupt wenig Interesse an Zeitungen.“

„Ich möchte gern wissen, ob jene unglückliche Tänzerin gestorben ist?“ sagte Celia.

John Treverton, welcher neben Laura's Stuhl gestanden hatte, wie ein Träumender, wandte sich plötzlich um bei dieser Bemerkung.

„Welche Tänzerin?“ fragte er.

„La Chicot! Sicherlich haben Sie sie tanzen sehen! Die glücklichen Londoner sehen alles unter der Sonne, was zu sehen werth ist. Sie ist wundervoll, nicht wahr? Und nun werde ich sie wahrscheinlich niemals sehen!“

„Sie ist eine sehr schöne und vorreffliche Tänzerin, in ihrem besondern Stil,“ sagte Treverton. „Aber was sprachen Sie eben von ihrem Tode? Sie ist so lebendig, als Sie und ich, wenigstens weiß ich, daß sie alle Abend tanzte, als ich London verließ.“

„Das war vor einer Woche,“ sagte Celia. „Sie haben doch gewiß den Bericht des Unfalls in der „Times“ heute morgen gesehen, er war fast eine ganze Spalte lang.“

„Ich habe die „Times“ nicht gelesen. Aber was war das für ein Unfall?“

„O, schrecklich!“ rief Celia. „Bei der bloßen Beschreibung ist mein Blut erstarret. Es scheint, die Arme sollte zum Himmel schweben auf einem beweglichen Eisengerüst, einer Art von teleskopischem Apparat, wie Sie wissen.“

„Ja, ja, ich weiß!“ sagte Treverton.

„Nun, natürlich war das wunderschön, so lange es gut ging. Aber es scheint, der Mann, der die Maschine lenkte, war betrunken und mußte nicht, was er that, und eben, als sie ganz oben war, gab das Ding nach und sie fiel kopfüber herab.“

„Und war sie todt?“ fragte John Treverton athemlos.

„Nein, sie war nicht auf der Stelle todt, aber ein Bein war gebrochen, und das Blatt sagte, sie sei in einem sehr bedenklichen Zustand. Wenn aber eine Zeitung berichtet, eine Person sei in einem bedenklichen Zustand, so ist das nächste, was man hört, daß diese Person todt ist, und deshalb würde ich mich nicht wundern, wenn die Abendzeitung ihre Todesnachricht brachte.“

„Was für einen Verlust für die Gesellschaft!“ spottete Eduard Clare. „Ich glaube, du bist das lächerlichste Mädchen auf der Welt, daß du dich für Leute interessirst, die dir so fern stehen, wie die Bewohner des Mondes.“

„Homo sum! Ich bin ein Mensch!“ sagte Celia, stolz auf ihr Lateinisch. „Ich möchte gern eine Tänzerin sein, wenn ich nicht eine Pfarrerstochter wäre! Es muß ein kolossal hübsches Leben sein!“

„Entzückend!“ rief Eduard, „besonders, wenn es plötzlich endigt infolge der Nachlässigkeit eines betrunkenen Maschinisten.“

„Ich muß Ihnen gute Nacht und Lebwohl sagen,“ sagte Treverton zu Laura. „Ich habe noch meinen Koffer zu packen

zum Frühzug morgen früh. Ich glaube, ich werde vielleicht noch mit der Post heute abend fortfahren, damit würde ich einen halben Tag gewinnen.“

„Die Post geht um halb zehn Uhr ab, Sie werden sich sehr beeilen müssen, wenn Sie mitfahren wollen,“ sagte Eduard.

„Jedenfalls werde ich es versuchen.“

„Gute Nacht, Mister Treverton!“ sagte Laura, ihm die Hand reichend.

Celia aber war nicht gesonnen, ihn mit einem so kalten Abschied abreißen zu lassen. Er war ein Mann, und als solcher außerordentlich interessant für sie.

„Wir wollen Sie alle bis zum Gitter begleiten,“ sagte sie.

„Das ist immer noch besser, als gähnend hier zu sitzen.“

„Sie machten sich alle auf den Weg, und der Zufall fügte es zu Trevertons höchstem Entzücken, daß Laura an seiner Seite ging, etwas hinter den anderen beiden.“

„Ich bedaure, daß Sie genöthigt sind, so bald abzureisen,“ sagte Laura, um irgend etwas Höfliches zu sagen.

„Ich würde glücklicher gehen, als ich Ihnen sagen kann, wenn ich glauben dürfte, daß mein Abschied Sie traurig macht.“

„O, ich meinte es nicht in so besonderem Sinn,“ sagte sie mit einem leichten Lachen. „Es thut mir leid, Ihre Wege, daß Sie das Land verlassen müssen, jetzt, wo es so lieblich ist, um nach Ihrem räucherigen London zurückzukehren.“

„Wenn Sie wüßten, wie ich es hasse,“ erwiderte er sehr ernst. „Ich gehe von hier von allem, was ich liebe, dorthin zu allem, was ich verabscheue, und ich weiß nicht, wann ich zurückkehren kann. Aber wenn ich in der Nähe bin, bald zu kommen, wollen Sie mir einen freundlichen Empfang versprechen, Laura? Wollen Sie mir versprechen, ebenso erfreut über meine Rückkehr zu sein, wie ich traurig bin, abreißen zu müssen?“

„Das kann ich nicht versprechen,“ erwiderte sie, „denn ich kenne nicht den Grad Ihrer Traurigkeit. Sie sind ein geheimnißvolles Wesen, ich habe noch kaum begonnen, Sie zu verstehen, aber ich hoffe, Sie werden bald zurückkommen, wenn die Rosen blühen und die Nachtigallen singen, und wenn Ihnen ihr Willkommen nicht genügt, so will ich meinen Gruß hinzufügen.“

Sie sprach dies im Tone heiteren Scherzes mit einem Anflug von Zärtlichkeit, der ihn unbeschreiblich rührte. Sie waren ganz allein an einer Stelle der Allee, wo dicht belaubte Bäume standen, welche im Abendwind flüsterten. Es war ein Augenblick für zärtliche Geständnisse, für überirdische Stimmungen.

John Treverton ergriff Laura's Hand und hielt sie widerstandslos.

„Sagen Sie mir, daß Sie das Andenken meines Onkels Jasper nicht verwünschen wegen seines sonderbaren Testaments,“ sagte er.

„Wie wäre das möglich, er war mir ein zweiter Vater.“

„Sie nahen ihre Hand aus der meinen.“

„Ich bin überzeugt, Sie verabscheuen mich.“

„Ich zog meine Hand zurück, weil ich glaubte, Sie hätten vergessen, sie los zu lassen,“ sagte Laura, welche keinen Ernst aufkommen lassen wollte. „Wird es Sie glücklich machen, wenn ich Ihnen sage, daß ich meinem Vater für sein Testament nicht zürne?“

„Unendlich!“

„Und daß ich, trotz unserer lächerlichen Stellung zu einander, Sie nicht ganz und gar hasse?“

„Laura, Sie machen mich überglücklich!“

„Aber ich habe sehr wenig gesagt.“

„Wenn Sie wüßten, wie viel das für mich ist! Eine Welt voll Hoffnung! Eine Welt voll Entzücken!“

„Sie sprechen sehr erregt.“

„Ich bin erregt vor Freude, Laura, meine Theuerste!“

„Dalt,“ sagte sie plötzlich, bleich und mit ernstem Blick. „Lieben Sie mich oder das Erbe Ihres Onkels? Ist es das Erbe, an das Sie denken, so soll wenigstens keine Verstellung zwischen uns sein. Ich bin bereit, Ihrem Onkel zu gehorchen, wie ich immer gethan habe, so lange er lebte, — aber seien wir aufrichtig gegen einander.“

„Laura, ich liebe Sie Ihre Wege allein. So gewiß ich lebe, — das ist die Wahrheit! Kommen Sie morgen zu mir, ohne einen Pfennig, und sagen Sie mir, das Testament sei falsch, sagen Sie mir: „Ich bin so arm, wie du selbst, John, aber ich bin dein,“ und dann sehen Sie, wie herzlich Sie mir willkommen sein werden. Theuerste, ich liebe Sie wahr und leidenschaftlich und nur Sie selbst!“

Er legte seine Arme um sie und zog sie an seine Brust, ohne Widerstand zu finden, und küßte sie. Es war der erste Kuß, der jemals ihre Wangen hatte erröthen machen.

„Wie gerne glaube ich Ihnen,“ sagte sie, sankt in seinen Armen ruhend.

Das war ihr Abschied.

8. Getäuſchte Erwartungen.

Lebhafte Aufregung herrschte in der Silber-Straße in London, diesem besonders dramatischen und musikalischen Nest in dem großen Walde von London. La Chicot war kaum dem Tode entgangen. Im Augenblick des Unfalls schien es sofortiger Tod zu sein, und noch jetzt stand der Tod zu jeder Stunde der Nacht und des Tages vor der Thüre. In der ganzen Nachbarschaft sprach man nur von ihrem Unglücksfall, jedermann interessirte sich für ihr Auskommen. Wäre sie eine einfache Frau und Mutter gewesen, so wäre ihr nur ein stilles und flüchtiges Interesse zutheil geworden. Aber ihr Name stand an allen Mauern in fußhohen Buchstaben, sie war eine Persönlichkeit, und ob sie das Loos des Lebens oder des Todes ziehen sollte, war eine öffentliche Frage.

Es war gekommen, wie der Kulissenschieber prophezeit hatte, sie und der Maschinenmeister waren betrunken gewesen, und die Folge war schrecklich. Während der letzten Wochen hatte La Chicot in ihrem Ankleidezimmer einen reichen Vorrath von Champagner, dank der Freigebigkeit eines anonymen Bewunderers, welcher drei Duzend Flaschen Köderer gesandt hatte. La Chicot war der Meinung, eine Flasche Champagner könne niemals schaden.

Sie vermutete natürlich, der anonyme Champagner komme von dem unbekanntem Geber des Armbandes. Aber dies hielt sie nicht ab, die Kiste zu öffnen. Es war sehr angenehm, einen Bewunderer zu haben, der freigebig und uneigennützig war, und Zeit genug, ihm die Thüre zu weisen, wenn er zu dringlich werden sollte. Inzwischen nahm sie die Gabe so unbesorgten an, wie sie alle Gaben der gütigen Natur empfing — die Sonne, die sie wärmte, den Westwind, der ihre Wangen fächelte, und die Blumen, die sie erfreuten.

Aber sie war ein Weib und daher neugierig, ihren unbekanntem Bewunderer zu erforschen. Ihre prächtigen Augen schweiften durch das Theater, bis sie auf einem Gesicht haften blieben, welches, wie La Chicot glaubte, das des Gesuchten sein konnte. Auf keiner anderen Weise hatte sie so ernste Aufmerksamkeit gesehen. Es war ein bleichgelbes Gesicht mit schwarzen Augen, schwarzem, glattem Haar und dicken Lippen.

„Das ist der Mann,“ sagte La Chicot zu sich selbst. „Er sieht außerordentlich reich aus.“

So oft sie einen Blick nach ihm warf, begegnete sie immer demselben Ausdruck gespannter Aufmerksamkeit, wie sie ihn auf keinem anderen Gesicht las.

„Das ist der Mann des Erfolgs!“ sagte sie zu sich selbst. „Wäre er ein Heerführer, so würde er die ganze Welt erobern.“

Sie dachte oft an den Mann und trank seinen Champagner mit großem Behagen, und an dem Abend nach ihrer Entdeckung trank sie zwei Flaschen während ihrer Toilette, da das Wetter ungewöhnlich frostig war. Als sie auf die Bühne trat, in Silberglanz und in einer Wolke von schneeiger Gaze gekleidet, konnte sie kaum stehen, aber tanzen war ihre zweite Natur. Und sie tanzte ihr Solo untadelhaft mit gesteigerter Wildheit und Kühnheit, welche die Zuschauer in Ekstase versetzte.

„Beim Zeus, sie ist ein wundervolles Weib!“ rief Mister

Smolendo, „sie ist ein sicheres Zugmittel für die nächsten drei Saisons!“

Zehn Minuten darauf erfolgte das Emporschweben. Das Eisenwerk frachte und schloßte und zitterte, und dann gab es nach. Die Tänzerin stieß einen schrillen Schrei aus, dem ein Ruf des Entsetzens vom Theater antwortete, und La Chicot lag mitten auf der Bühne, ein Haufen von Gaze und Silber, still und bewußtlos, während der große Vorhang herabfiel.

Es war spät in der Nacht, als Jack Chicot von seiner Reise nachhause kam. Er fand sie in dumpfer Betäubung und dem Tode so nahe als möglich. Als Jack ins Zimmer trat, saß ein Fremder an ihrem Bett, ein junger Mann mit ernstem Wesen, wodurch er über seine Jahre alt erschien. Die Krankenwärterin stand an der anderen Seite des Bettes und legte einen kühlenden Umschlag auf La Chicots brennende Stirn. Nachmittags war das Bein mit Erfolg durch einen der berühmtesten Aerzte Londons eingerichtet worden und lag in einer Art von Wiege unter der leichten Decke.

Jack trat ans Bett, beugte sich über die regungslose Gestalt und blickte auf das stille, weiße Gesicht.

„Meine arme Zaire! Welch ein Unglück,“ murmelte er. Dann wandte er sich an den Fremden, der sich erhoben hatte und neben ihm stand. „Sie sind wohl der Arzt?“

„Ich bin auf Wache,“ erwiderte dieser. „Mister Smolendo wollte meiner Unerfahrenheit eine so wichtige Operation wie das Einrichten des gebrochenen Beines nicht anvertrauen. Es war ein schrecklicher Bruch, welcher die größte Kunstfertigkeit erforderte. Er sandte nach Sir John Pelham, und alles ist gut und erfolgreich geschehen. Ich fürchte aber, das Gehirn ist verletzt. Ich war im Theater, als das Unglück geschah, und interessire mich sehr für diesen Fall. Vor kurzem habe ich mein Examen gemacht und meine Praxis begonnen, es wird mich freuen, wenn Sie mir erlauben, Ihre Frau zu behandeln, natürlich unter Pelham. Es handelt sich nicht um das Honorar,“ fügte der junge Mann eilig hinzu. „Ich habe nur ein wissenschaftliches Interesse an Diabame Chicots Genesung.“

„Ich habe nichts dagegen, daß Sie meiner Frau Ihr fachverständiges Interesse widmen, vorausgesetzt, daß Sir John Pelham damit einverstanden ist,“ erwiderte Jack Chicot in kühlerem Tone, als George Gerard dies von einem Manne erwartet hatte, welcher nach einer längeren Abwesenheit nachhause kommt und seine Frau in Todesgefahr findet. „Glauben Sie, daß sie wieder genesen wird?“

Gerard sah, daß die Augen des Mannes mit tiefem Ernst auf ihn gerichtet waren, als ob er die Entscheidung seines Schicksals von ihm erwartete.

Dieser Blick gab ihm viel zu denken über die Beziehungen zwischen Mann und Frau. Vor einer Minute hatte er sich über Chicots Kälte gewundert, die ihm fast wie Gleichgültigkeit erschien, jetzt war derselbe voll Spannung. Was bedeutet dieser Wechsel?

„Soll ich die Wahrheit sagen?“ fragte Gerard.

„Sicherlich.“

„Aber, bedenken Sie, ich kann nur meine Meinung aussprechen. Es ist ein dunkler Fall, es ist nicht leicht, zu sagen, ob das Gehirn verletzt ist.“

„Aber, um Gotteswillen, seien Sie aufrichtig!“

„Nach meiner Meinung ist wenig Aussicht auf Genesung vorhanden.“

Jack Chicot athmete schwer. „Sagen Sie mir, wie das Unglück geschehen ist,“ sagte er, indem er sich auf einen Stuhl niederließ, „Sie waren im Theater, wie sie sagten?“

„Ja, und ich habe sie aufgehoben. Die Leute waren zu erschrocken dazu.“

Gerard erzählte alles, was er wußte. Jack Chicot horchte, ohne eine Miene zu verziehen. Er wußte schon das Schlimmste und die Einzelheiten konnten wenig Unterschied machen.

„Ich sagte eben, daß nach meiner Ansicht wenig Aussicht vorhanden ist,“ sagte Gerard sehr ernst, „aber ich sagte nicht, daß der Fall hoffnungslos sei. Wenn ich das glauben würde, so würde ich nicht so dringend wünschen, ihn zu behandeln. Ich bitte Sie um die Erlaubniß dazu, weil ich die Hoffnung habe, — eine schwache Hoffnung, wie ich gesthe — sie wieder herzustellen.“

(Fortf. folgt.)

* Zu engli anlassun

Auf dem Eise.

Von Hugo Klein.

Auf dem Eislaufplatze der vornehmen Welt tummelte sich im Nebel des Morgengrauens eine seltsame Gestalt. Es war ein pausbäckiger kleiner Junge, welcher an den unbeskleideten Füßen Schlittschuhe aus Thierknochen trug, wie sie die alten Griechen gebraucht haben möchten und heute vielleicht nur noch in dem einen oder andern Antiquitätenkabinete zu entdecken wären.

Der kleine Junge erschien nicht nur barfuß, seine Bekleidung war überhaupt trotz der grimmen Winterkälte eine äußerst dürrige, was indessen niemanden überraschen wird, wenn wir sagen, daß der emsige Schlittschuhläufer kein anderer war, als Herr Amor, ausgewiesener Gott aus Griechenland, ledig, einige Tausend Jahre alt und doch ewig jung. Uebrigens in den weitesten Kreisen berüchtigt.

Unterstandslos, wie dieser von mannichfachen tollen Streichen wohlbekannte junge Herr derzeit ist, treibt er sich in der ganzen Welt herum und erscheint nun gar auch auf den Eislaufplätzen der großen Städte, wo er sich in unheimlicher Weise zu schaffen macht. Er eilt auf seinen knöchernen Schlittschuhen eilig hin und her und zeichnet geheimnißvolle Figuren auf die Spiegelglatte, glitzernde Fläche — wenn wir nicht irren, so stellt eine derselben ein Herz vor, das von einem Pfeile durchbohrt wird — und zwar von einem Pfeile, welcher im Zwieltlicht des Morgens wie in Flammen getaucht erscheint.

Die vornehme Gesellschaft, die gegen Mittag, wenn die Sonne strahlend auf die Eisfläche herunterblinzelt, dort erscheint, merkt natürlich nichts von dem drohenden Flammenkometen und begiebt sich ahnungslos auf die Eisbahn, wo ihr ein mächtiger Missethäter in unsichtbarer Weise gefährliche Fallen legt.

Als Herr Friedel Blauwurm, der Sohn des alten Blauwurm, der das große Bandgeschäft in der Langenstr. hat, an diesem Tage in der Eislaufhalle erschien, um seinem gewohnten Vergnügen nachzugehen, erblickte er ein junges Mädchen, welches er wohl schon einige male auf der Straße gesehen, das ihm aber nie wohl schön erschienen war, wie eben jetzt. Freilich krönte ein sehr lockes, sehr kokettes Wellköpchen das reiche Blondhaar, und die kalte hatte die sonst etwas blaffen Wangen der Schönen tief geröthet. Selbst die in gleich lebhaftes Roth getauchte Halsbinde der Kleinen war von vorzüglicher Wirkung, denn sie brachte weitere Farbe in das hübsche Gesichtchen, aus dem ein Paar übermüthige Augen tiefblau und festgebunden in die Welt blickten. Herr Friedel kannte das Mädchen wohl, es war Fräulein Amélie, die einzige Tochter des feinstreichen Bankiers Ernst Schaumann — feinstreich im wahren Sinne des Wortes, denn gerade in der Langenstr. nannte er ein großes vierstöckiges Haus sein eigen, von allem sonstigen Besitz ganz abgesehen. Herr Friedel Blauwurm hatte sich nie um die Tochter gekümmert; erstens hatte er noch nicht bemerkt, daß sie anmuthig war, welche Erkenntniß ihm erst an diesem Tage kam; zweitens imponirte ihm das schöne Haus gewaltig und erfüllte ihn gegen seine dereinstige Besizerin mit geheimnißvoller Scheu. Er liebte die reichen Mädchen nicht; er hielt sie für hochmüthig, überbildet, verwöhnt — namentlich für verwöhnt, viel zu verwöhnt für die Stürme des Lebens, die keinem Menschen erspart bleiben, viel zu verwöhnt für eine gesunde Ehe, in der nicht immer Süßholz geräuselt wird, und meinte deshalb, solche Mädchen hätten ihren Beruf verfehlt. Und auch eben jetzt auf dem Eislaufplatze, wo er übermächtig die Lust empfand, mit diesem hübschen Mädchen eine halbe Stunde zu scherzen, eben jetzt wurde ihm der Reichthum der Kleinen sehr nachdrücklich in die Erinnerung zurückgerufen. Denn ein Herr von Wismachern und Verehrern umgab und umschwärmte sie, sobald sie den Fuß auf die Eisfläche gesetzt hatte — konnte ein anderer diese Schmeichler und Mitgiftjäger an süßen Redensarten und Ausdauer überbieten?

Herr Friedel Blauwurm ging ihr also auch an diesem Tage aus dem Wege und zog abwärts verstimmt seine Kreise auf der Eisbahn. Wenn wir sagen verstimmt, so wollen wir gleich hinzufügen, daß er dabei nur das entgangene Blaudenthüchchen im Auge hatte und nichts weiter. Der gebröte Teier wird uns unbedingt Glauben schenken, wenn wir ihm sagen, daß Herr Friedel Blauwurm Präsident eines Junggefellensbundes und Anti-Ehe-Vereins war, der außer ihm bereits — man denke und staune! — elf Mitglieder zählte und jeden Freitag im Gasthaus „zum rothen Ochsen“ zum gemeinsamen Souper sich zusammenfand. Die Gründung des Vereins der Ehefeinde hatte ein gewisses Aufsehen in dem Viertel erregt und die Aufmerksamkeit der weiblichen Welt drei Straßen in der Runde auf das Duzend Mitglieder des „Anti-Gimpel-Klubs“, wie er sich deiphetisch nannte, gelenkt. Die jungen Mädchen lächelten, wenn einer der „Bande“ in Sicht kam — lächelten spöttlich, als wollten sie sagen: „Ah, die Trauben

sind auch zu sauer!“ — oder lächelten maßlos in dem heimlichen Gedanken: „Wer weiß, ob ihr nicht zu Fall kommt!“ Die betreffenden Mütter machten anzügliche Bemerkungen über den Namen des Gasthofes, in welchem die Symposien des Junggefellensbundes stattfanden und bald hatten seine Angehörigen den Spitznamen der „rothen Ochsen“, der sie selbstredend gegen die Tücke des weiblichen Geschlechtes, die ihn lancirte, mit neuem Grimm erfüllte. Um Mißverständnissen vorzubeugen, wollen wir noch erwähnen, daß die „Ehefeinde“ durchaus keine Weiberfeinde waren und mancher derselben in freien Stunden ein hübsches Schächchen am Arme führte. Aber heirathen — pu! davor erfüllte sie alle ein Grauen!

Der Sohn des Bandwaarenhändlers „Lief“ also verstimmt und allein und beobachtete nur aus der Ferne das Treiben des ledigen Blondkopfes, welcher sich mit seinem Nudel Staben trefflich zu unterhalten schien, denn ab und zu schlug an die Ohren Friedels ein melodisches Lachen, welches ihn mächtig erregte. Er ahnte dunkel, daß dieses Lachen selbst dem Präsidenten des Weltbundes der „Anti-Gimpel“ die Sinne zu verwirren vermochte. Aber gerade das reizte ihn — nichts auf Erden lockt die Jugend mächtiger, als die Gefahr — besonders wenn sie sich in so grazioser Form zeigt, als Schürleiber, knapp anliegende, wellbesetzte Jäckchen und wogende Frauengewänder — errathen lassen.

Und so bildete auch Fräulein Amélie Schaumann einen Magnet, der seine Zauberkräft auf einen Blauwurm unierer Bekanntschaft nicht verlegnete. Immer enger wurden seine Kreise, immer näher rückten sie — besonders, nachdem Fräulein Amélie in übermüthiger Laune alle Staben weit hinter sich gelassen hatte und einlame Gesilde auf der Eisbahn aufsuchte. Herr Friedel konnte die Lust nicht bezähmen, der hübschen Kleinen aus nächster Nähe in die Augen zu blicken — sein Stolz war gebrochen, lüstern und demüthig segelte er einher — sie hätte nur ein Wort sprechen müssen und er wäre sogar bereit gewesen, sich in das Meer der Staben einweihen zu lassen. . . Da geschah nun das große Ereigniß, welches schicksalsschwer den ganzen weiteren Verlauf unserer Geschichte bestimmt — und gerade die Stelle, an welcher Amor, der Taugenichts, mit dem Thierknochen ein verhängnißvolles Zeichen in die Eisrinde geschnitten, war der Schauplatz des Ereignisses. Loderte sich der Riemen der Halifax oder geriebt das scharfe Eisen durch eine bedrohliche Zeichnung aus dem Geleise — wer kann es sagen?! Sicher aber ist, daß Fräulein Schaumann, Amélie vornehmen Namens, plötzlich strauchelte und der ganzen Länge nach auf dem Eise hinfiel — und in einer so hilflosen und verzweifellen Lage aus blauen Augen rührend und verzerrt emporblickte, daß selbst das verstockte Herz des Präsidenten der „rothen Ochsen“ tief bewegt war. Er eilte blitzschnell herbei und half der vornehmen Amélie galant auf die vornehmen Füßchen.

Ein leiser Ausruf des Schmerzes entfuhr den Lippen des schönen Mädchens, als es sich anrichtete.

„Haben Sie sich verletzt?“ fragte Friedel besorgt.
 „Es scheint,“ klang es vom rothigen Mund klagend herüber.
 „Wo schmerzt es?“ fragte er weiter in gleich lebhafter Theilnahme.

„Ich glaube, ich habe mir den Fuß verstaucht,“ erwiderte der Blondkopf, indem er in seinem Weh schmerzlich das Gesicht verzog, aber nicht veräurte, gleichgültig einen dankbaren Blick auf den theilnahmevollen Jüngling zu werfen.

Dieser Blick hatte noch gefehlt, um das moralische Gleichgewicht des Präsidenten des Vereins, dessen Programm so entschieden gegen die weitere Vermehrung der Schwiegermütter Front machte, vollständig zu erschüttern.

Er bot der Verunglückten galant und hochherzig seine Stütze an.

„Bitte, mein Fräulein, stützen Sie sich auf meinen Arm — aber ganz ungenirt, als wäre ich ein Knotenstod oder ein Brückenpfeiler. Ich bin zwar weder aus Holz noch aus Stein — und wärmer klang bei diesen Worten die Stimme des bereits mehrfach gekennzeichneten Präsidenten — „aber eine holbe Last wie diese trage ich gern.“

Die Dame wollte ihm für diese Artigkeit einen neuen Dank zuklehen, statt dessen entfuhr jedoch ein profaisches „Au“ ihrem Munde.

„Was ist Ihnen?“
 „Es schmerzt fürchterlich. Wenn ich mir nur nicht den Fuß gebrochen habe!“

„Was Ihnen nicht einfällt. Machen Sie sich zuhause kalte Umschläge auf die Knöchel und in zwei Tagen werden Sie wieder gesund sein wie ein Fisch!“ (Schluß folgt.)

Bunte Zeitung.

* Zu einer launigen Diskussion gab vor einigen Tagen im englischen Oberhause ein Antrag Lord Herschell's Veranlassung, der alle Darlehns-Vermittler, die den Gym-

nastien und Studenten vor erlangter Volljährigkeit einen weitgehenden Kredit eröffnen oder sie zu leichtsinnigen Wetteu verlocken, mit drei Monaten Gefängniß und einer Geldstrafe von 100 Pfd. Sterl. bestraft wissen wollte. Als man in die Debatte über den Antrag Herschell eintrat — er wurde aller-

dinge ehrenvoll zu Grabe geredet — kam die beschämende Thatsache ans Licht, daß in England nicht weniger als 20,000 Industriearbeiter nur „von Studenten leben.“ Lord Aberdeen konstatierte, daß sein eigener neunzehnjähriger Sohn wöchentlich ungefähr 10 — 15 Cirkulare zugeschickt bekäme, die ihm gegen den mäßigen Einjaß von zwei Schilling paradiesische Aussichten auf Gewinne von Hundert Guineen eröffneten. Ein anderer Volksvertreter legte zwei Sätze von Briefen und „Votregeln für die reifere Jugend auf den Tisch des Hauses; jeder Brief trägt das Postskriptum: „Sprechen Sie nicht mit Ihrem Herrn Vater über unsere Angelegenheiten.“ Der Erzbischof von Canterbury fand nach eigener Angabe vor einigen Tagen unter seiner Korrespondenz das Sendeschreiben eines Turfritters, der ihn ermahnte, sein Geld in der Grand Military Steeple-Chase of Sandown Bank anzulegen und auf „Ulysses“ zu setzen, der mehr Chancen habe als „Banstead“ und „Hollington.“ Die sittliche Entrüstung des Kirchenfürsten war um so größer, als er Tags darauf — natürlich nur der Neugierde halber — in seiner Zeitung die Reminiscenzen durchslog und aus ihnen ersah, daß die „Sandown Bank“ über Nacht verfrachtet war und daß „Hollington“ mit drei Nasenlängen gestiegt hatte — während „Ulysses“ überhaupt nur ein müßiges Thier war, wie etwa der Begaius oder Burinams Esel. Nach Anführung dieser skandalösen Geschichte waren die Parks von England in empört, daß sie sich schleunigst vertagen mußten.

* **Kurmärker und Vicarde.** Zum Hauptquartier des Kaisers Wilhelm im französisch-deutschen Feldzuge gehörte — so schreibt man der *Täg. N.* — auch der Hofrath Schneider, der beim Monarchen in hoher Gunst stand. Sie kannten sich schon seit Anfang der zwanziger Jahre, als Prinz Wilhelm noch Hauptmann und Schneider Schauspieler beim Berliner königl. Theater war. Er hatte damals seinen Schwank „Der Kurmärker und die Vicarde“ geschrieben, der zu den Luststücken des Schauspielhauses zählte. „Kurmärker“ gab Schneider und eine kleine, zierliche Französin vom Vollet spielte „die Vicarde.“ Hernach wurde der Dichter und Künstler Begründer und Leiter des „Soldatenfreund“, und später mit dem Titel „Hofrath“ Vorleser des Königs. Dies blieb er auch unter König Wilhelm, zu dessen Lieblichen er zählte. Er mußte während des letzten Krieges täglich in der Frühe beim Könige erscheinen, theils um aus den eingelassenen Zeitungen vorzulesen, theils um zu erzählen, was sonst gechehen war. Zwei Tage nach der Kaiserproklamation nun, am 20. Januar, erscheint Schneider, wie immer Punkt 7 Uhr früh, der Kaiser begrüßt ihn mit Händedruck und sieht ihn prüfend an. „Nun, Schneider, was ist Ihnen denn? Sie sehen ja heute so ganz anders aus?“ Gute Nachrichten von Frau und Tochter aus Potsdam? — „Deshalb, Majestät.“ — „Nun, und was noch?“ — „Ich müßte weit ausholen, Majestät, und dann ist es auch nur eine ganz kleine Sache.“ — „Schadet nichts! Erzählen Sie nur.“ — „Nun, Majestät, ich habe gestern nachmittag hier meine „Vicarde“ wiedergelesen.“ — „Aber Schneider, die Polkin? Die wohnt hier in Versailles?“ — „Ja wohl, Majestät, gar nicht weit von der Präfektur, drüben in der Avenue Paris.“ — „Wie geht es ihr denn?“ — „Majestät, ich hörte schon in Berlin, sie hätte sich in Versailles niedergelassen; gestern bin ich zum Matre Nameau gegangen und der hat mir ihre Wohnung angegeben.“ — „Nun, wie fanden Sie sie denn?“ — „Eine alte Denerin meldet mich an; eine Dame, zierlich und behend, kommt mir entgegen. Hab' ich recht gehört? fragte sie, Monsieur Schneider? Schneider der Kurmärker?“ — „Ja, Mademoiselle, erwidere ich, und Sie, Fräulein Polkin, meine werthe liebe Vicarde. Aber wie kommen Sie nach Versailles, mein lieber alter Freund?“ — „Ich bin Vorleser bei Sr. Majestät dem Kaiser Wilhelm.“ — „Wilhelm, Wilhelm... kenne ich den, lieber Schneider?“ — „Ja, gewiß, der hieß damals Prinz Wilhelm und er war nicht selten im Theater.“ — „Ich bin ja hoch erfreut, Sie wiederzusehen, mein Kurmärker, mein Anbeter von ehedem. Sehen Sie dort und heide im Spiegel, alt geworden, sehr alt.“ — „Aber, liebe Polkin, im Herzen noch jung, nicht wahr?“ Hier machte Schneider eine Pause und der Kaiser fiel ein: „Das ist ja köstlich, was Sie mir da erzählen. Lebt die Polkin sorglos? Ist sie noch körperlich kräftig?“ — „Sie machte ganz auf mich den Eindruck, als hätte das Alter ihr wenig angethan, und weil sie gut Haus zu halten verstand, so lebt sie jetzt von einer leidlichen Dente.“ Sie ist schon seit zehn Jahren nicht mehr am Theater.“ — „Aber sagen Sie mir mal, lieber Schneider, können wir ihr nicht irgend eine kleine Freude bereiten?“ — „Majestät, eins wüßte ich: sie erzählt mir, das Schäbikiren made sie ganz nervös, sie litte unter der Unruhe der Einquartierung ungemain.“ — „Nun, da soll doch gleich eine Ordonnanz kommen, klingen Sie, bitte, ich brauche ja nur an Voigt's-Beez sagen zu lassen, die Wohnung der Polkin, Avenue Paris, bleibt von dieser Stunde ab während des Krieges frei von jeder Einquartierung.“ — Tags darauf erhielt Schneider ein zierliches Briefchen folgenden Inhalts: „Sie sind sehr liebenswürdig gewesen, mein Herr, und Ihr Kaiser war sehr gütig gegen mich. Ich bitte Sie, ihm sagen zu wollen, daß ich für sein Wohl-

wollen ihm sehr dankbar bin. Bewahren Sie, lieber Kurmärker, ein freundliches Andenken Ihrer Vicarde.“ Als der Kaiser am 10. März 1871 in früher Stunde mit dem Hauptquartier aufbrach, um in die Heimath zurückzufahren, fragte er Schneider scherzend: „Haben Sie die Polkin beim Abschied auch von mir gegrüßt?“ — „Ganz wie Majestät befohlen haben“ erwiderte der Hofrath. So endeten die ruhmvollen Tage von Versailles mit freundlichen Erinnerungen an Jugendherz und Jugendblut.

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Herr Max Weingartner, der bisherige erste Kapellmeister des Großherzoglichen Hoftheaters in Mannheim, ist als Kapellmeister für die Berliner Hofoper verpflichtet worden. Herr Weingartner hat sich als tüchtiger Kapellmeister, namentlich der Wagner'schen Opern, bewährt.

— Aus Kopenhagen wird dem „B. T.“ geschrieben: Wagner's „Walküre“ hat im hiesigen königlichen Opernhause am Sonnabend ihre skandinavische Erstaufführung erlebt. Diefem musikalischen Ereigniß hatte man in der Heimatsstadt Gades mit der größten Spannung entgegengefehen, und der Erfolg hat diese Erwartung weit aus übertraffen. Die Aufnahme des Werkes war eine geradezu jubelnde, und mit der „Walküre“ hat Meister Wagner — endlich! — endgiltig im Norden gesiegt. Johann Svendsen hat die ganze Aufführung meisterhaft geleitet, und die königliche Kapelle hat Ausgezeichnetes geboten. Zur Befriedigung der Oper waren vom Norden die besten Kräfte gesammelt.

— Im Hippodrom zu Paris wird am 26. März eine großartige Pantomime, „Nero“, von Danesi zur Aufführung gelangen, deren Kosten auf eine Million Francs angeschlagen sind. An Hauptdarstellern, Statisten zu Fuß und zu Pferde, Militanten, Gladiatoren, Krieger, Christen und Heiden werden an tausend Personen beschäftigt sein, wozu sechzig italienische Ballettinnen, welche bereits in Paris eingetroffen sind. Die Pantomime ist in drei Theile abgetheilt: Im ersten wird Nero's Triumph mit Festen und Balletten dargestellt; der zweite Theil enthält eine Reproduktion des römischen Circus. In demselben werden nach den Gladiatorenkämpfen die Christen den wilden Thieren, welche durch sechzehn Löwen vertreten sind, preisgegeben. Ein ungeheures Gitter zum Schutze der Zuschauer wird auf dem weiten Schauplatz emporsteigen und durch optische Täuschungen wird es den Ansehern gewinnen, als ob die Löwen, welche aus den unterirdischen Behältern des Hippodroms hervordringen, ein jeder für sie bestimmten Opfer wirklich verzehrten. Die Schwierigkeiten, um diese Illusion herbeizuführen, sind enorm.

* **Jahrbuch der Natur von D. Karl Rus.** Mit zwölf Monatsbildern von R. Müller-Kaempff und Fritz Wadenhausen. Zweite illustrierte Auflage. Vollständig in zwölf Heften zu je 70 W. Verlag von Robert Dopenheim (Gustav Schmidt) in Berlin. Das erste Heft dieser neuen Auflage ist erschienen, welches das erste der zwölf Monatsbilder — den Januar darstellend — enthält. In seinem Werke schildert der Verfasser zunächst in anziehender Weise das Leben der Natur in jedem einzelnen Monat und giebt sodann tabellarische Uebersichten der Naturvorgänge. Das Buch bildet somit ein immerwährendes Naturkalender und darf als trefflicher Rathgeber allen Naturfreunden empfohlen werden.

* Die Berufswahl unserer Söhne mit besonderer Berücksichtigung der gewerblichen Berufsarten von Ernst Rudolph, Direktor der 1. Bezirksschule in Chemnitz. Wittenberg, Verlag von R. Herrosé. (Preis 1,50 M.)

* **Ruhmeshalle.** Eine Sammlung ausgewählter deutscher Kriegsgedichte. Herausgegeben von Ludwig Hund. Mit einem Titelblatt und zwei Abtheilungsbildern von Professor W. Camphausen. Düsseldorf, Verlag von Felz Bagel.

* **Die Hürigkeit der Frau** von John Stuart Mill. Aus dem Englischen überfetzt von Jenny Hirsch. Dritte Aufl. Berlin, Verlag von F. Berggoltz. 1891. (Preis 2 M.)

* **Märchen für große Kinder** von Karl Reuleaux. München 1891. Max Kellner's k. b. Hofbuchhandlung. Ein neues Gebiet ist es, welches der als phantastischer, gedankentiefer und formgewandter Dichter längst bekannte Verfasser betritt, allerdings ein Gebiet, auf welchem er diese drei Vorzüge wie wohl auf keinem zweiten behütigen kann: das Wunderland der Märchen, das ihm, wie er im Bueignungsfonett sagt, „ein guter Geist entrollte.“ Bald schalkhaft, bald tief ernst, hier herb-drahtlich, dort zart und buftig bilden Form und Inhalt der Dichtungen ein harmonisches, als Kern stets eine tiefe Lebens-wahrheit enthaltendes Ganze, den allerdings aus der farbenprächtig schimmernden Hülle nur — große Kinder herauszuschälen ver-stehen.